

Studien-Erinnerungen von Liselotte Staesche, heute 97 Jahre alt:

Wenn ich an meine Studienzeit in Tübingen zurückdenke, fällt mir sofort die 450-Jahr-Feier der Universität ein. 1927 wurde dieses Jubiläum begangen, damals war ich im dritten Semester. Viele große Veranstaltungen gab es in diesem Sommer, von verschiedenen Vereinigungen organisiert. Die Burschenschaften hatten damals eine große Bedeutung in der Stadt. Und sie waren – im Gegensatz zu heute – auch sehr angesehen. Auch Studentinnen hatten sich zu Vereinigungen zusammen-geschlossen. Anlässlich des Jubiläums organisierten sie einen großen Umzug, dem ich mich zusammen mit einer Freundin angeschlossen habe. Lauter weiß gekleidete Mädchen waren wir – was für ein Anblick! So liefen wir gemeinsam durch die Altstadt.



Sonst hatte ich aber keinen Kontakt zu den weiblichen Vereinigungen. Eher zu den Burschenschaften. Ich war oft bei einer nicht schlagenden Verbindung eingeladen, der „Normannia“. Der Kontakt kam über einen Studenten zustande, der in der Wohnung unter mir wohnte. Viele Stiftungsfeste habe ich dort mitgemacht. Da musste man trinken können! Das Haus der Verbindung lag auf dem Österberg, und wegen meiner zahlreichen Besuche wusste ich damals genau, wie viele Stufen von dort hinab führten. Mittlerweile habe ich die Zahl vergessen, es waren auf jeden Fall drei Absätze. Meist waren wir zu viert unterwegs, und oft war es schon hell, wenn wir nachhause liefen. Einmal beschlossen wir spontan, zur Wurmlinger Kapelle zu laufen. Solche Einfälle hatten wir eben damals.

Bei den Verbindungen waren Frauen damals begehrte Tanzpartnerinnen. Da ich mit Begeisterung tanzte und es auch gut konnte, machte ich bei der „Normannia“ drei Tanzstunden mit. Meist musste ich mit dem Tanzlehrer vortanzen, denn der hatte schnell herausgefunden, dass ich etwas davon verstand. Das waren Zeiten! Über die Verbindung war ich auch oft Stocherkahn fahren. Das Stochern habe ich sogar selbst probiert, aber mit der Strömung war das nicht so leicht. Bei einer dieser Fahrten bin ich dummerweise in den Neckar gefallen

– weswegen ich mich anschließend hinten über den Schlossberg zu meinem Zimmer in der Beltlestrasse zurückschleichen musste. Durch die Stadt konnte ich in meiner nassen Kleidung ja nicht laufen.

Es war eine schöne Zeit in Tübingen, auch wenn sie nur sehr kurz war. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern, an dem ich dort ankam. Es war der 30. April 1926. Wir kamen zu dritt aus Dresden mit dem Zug - zwei Mitschülerinnen und ich. Von der Heimat aus hatten wir bereits Zimmer organisiert. So wussten wir bei der Ankunft, wohin wir zu gehen hatten. In Dresden hatten wir das Reformgymnasium besucht, eine reine Mädchenschule. Für damalige Verhältnisse war das etwas besonderes. Und dass wir studieren wollten, stand für uns schon lange fest. Ich selbst hatte ein Vorbild – eine Studentin, die ich über den Skiclub kennen gelernt hatte. Sie hat mich stark beeinflusst.

Den Anstoß, nach Tübingen zu gehen, gab ein weiterer Student, den ich in Dresden kennen gelernt hatte und der von dem „schönen Städtchen“ schwärmte. Ausschlaggebend war aber natürlich das Fach. Tübingen war damals „die“ Universität für Geologie – vor allem bekannt durch das frühere Wirken des Jurastratigraphen Friedrich August Quenstedt. Geologie hatte mich schon immer fasziniert. Wir waren mit der Familie oft im Erzgebirge gewesen, hatten außerdem die bizarren Formationen des Elbsandsteingebirges vor der Haustür - ich wollte begreifen, wie diese Gebilde entstehen. Meine Eltern unterstützten mich in meinem Studienwunsch. In Tübingen schrieb ich mich für Naturwissenschaften ein, mit Hauptfach Geologie. Dazu kamen Botanik, Zoologie und Geographie. Nach dem Studium hätte ich Lehrerin werden können oder in einem Museum oder bei einer fachlichen Vereinigung arbeiten. Mein späterer Mann hat diesen Beruf ausgeübt. Ich selbst habe in Tübingen nur drei Semester studiert, danach folgte ich meinem zukünftigen Mann nach Berlin, wo ich mich für ein weiteres Semester einschrieb.

Am geologischen Institut in Tübingen war ich die einzige Frau – allerdings nicht die erste. Schon eine Weile vor mir hatte eine Frau dort studiert und auch einen Abschluss gemacht. Wie viele Geologie-Studenten es damals insgesamt gab, weiß ich nicht mehr genau. Ich schätze, es waren fünfzig – darunter vier Doktoranden (Eine Zwischenprüfung gab es damals nicht, man schloss mit der Doktorarbeit ab). Dass ich es als Frau schwerer oder leichter gehabt hätte während des Studiums, kann ich nicht sagen. Ich hatte den Eindruck, dass die Professoren froh waren, auch mal eine Studentin vor sich zu haben. Und von den Doktoranden wurde ich oft eingeladen.

Es war eine schöne Zeit. Wir haben viele Exkursionen in die nähere Umgebung gemacht. Da ging's im Rock über Stock und Stein. Hosen waren eben damals noch nicht in Mode. An einen Nachmittag kann ich mich besonders gut erinnern: Wir gingen nach Bebenhausen, wo ein neuer Aufschluss zu untersuchen war. Es hatte geschneit und war recht matschig. Da sind wir alle den Berg hinunter gekullert und waren patschnass. Spaß gemacht hat es trotzdem.

Bei den Exkursionen gab es keine Sonderbehandlung für mich. Ich habe immer alles selber getragen, auf meinen Hammer war ich stolz. Und ich hatte das Gefühl, voll akzeptiert zu sein. Oft haben mir auch jüngere Semester fachliche Fragen gestellt, wenn wir im Gelände waren. Sich gegenseitig zu helfen, stand im Vordergrund. Es war eine friedliche Zeit – wenn ich das mit später vergleiche, als viele Frauen um Akzeptanz kämpfen mussten. Oder das Gefühl hatten, es tun zu müssen.

Ob es damals Studiengebühren gab, weiß ich nicht mehr genau. Ich meine, mich an eine öffentliche Diskussion darüber zu erinnern. Meine Eltern haben mir monatlich eine bestimmte Summe überwiesen. Da musste ich sehen, wie ich damit zurecht kam. So war das bei den anderen Studenten auch. Dass man nebenher arbeitete, war nicht üblich. Ich kenne keine Studentin, die das gemacht hätte.

Gewohnt habe ich in einer Studentenbude in der Beltlestrasse, bei einer richtigen Studentemutter. Sie vermietete vier Zimmer. Meist haben wir uns aber in der Küche getroffen, denn in den Räumen wurde es nie richtig warm – auch wenn die Vermieterin für uns einheizte. Gekocht hat sie für uns nicht. Nur einmal, zu meinem Geburtstag, hat sie heimlich den Gänsebraten aufgewärmt, den mir meine Mutter geschickt hatte. Zum Essen bin ich normalerweise in die Mensa gegangen, wenn auch ungern. Den süddeutschen Speiseplan fand ich gewöhnungsbedürftig, vor allem die Spätzle. Selten gab es Kartoffeln, und wenn dann nur als Salat. Aber man gewöhnt sich an alles.

In meiner Freizeit habe ich viel Sport getrieben. Mit Gymnastik fing ich im ersten Semester an. Die Übungen fanden morgens um sechs statt, da musste man früh raus. Besonders beeindruckt hat mich, als wir an einem Sommermorgen barfuß in den Neckarwiesen übten. Das war ein tolles Gefühl. Nur einmal habe ich einen so starken Muskelkater bekommen, dass ich jede Treppe in Tübingen vermeiden musste – was gar nicht so leicht ist.

Später habe ich dann Reitstunden genommen. Der Reitstall lag in der Wilhelmstraße, dort wo jetzt die Mensa ist. Der Leiter war saugrob zu den Studenten. Wenn einer mal runterfiel, hat er gehörig geschimpft. Oder wenn die Haltung nicht stimmte. Ich habe mir meist von einem Stallburschen hinaufhelfen lassen. Aber einmal bin ich auch heruntergefallen. Und als ich nicht mehr hochkam, hat der Leiter hässliche Bemerkungen gemacht – auf mich als Frau bezogen. Das war eine der weniger schönen Studiererinnerungen. Doch das Positive überwiegt, und die Zeit war so prägend, dass ich mich auch heute noch – mit 97 Jahren – an viele Einzelheiten sehr gut erinnere. Mit Freude!